

In dem Augenblick, als ich sterben sollte, erkannte ich, dass an den Mythen über den Tod nichts dran war. Es gab kein weißes Licht am Ende eines Tunnels. Mein Leben zog nicht im Zeitraffer an mir vorbei. Keine singenden Engel, keine tausend Jungfrauen, und meine Seele verließ auch nicht meinen Körper und betrachtete ihn von oben. Allein über eine Sache war ich mir vollkommen im Klaren: Ich wollte leben.

Ich fixierte die Pistole, auf deren Lauf sich das Mondlicht spiegelte. Der Tod verströmte seinen penetranten Gestank. Die Luft war angereichert mit dem stechenden Geruch von Schießpulver. Blut und Verwesung erstickten den Raum, als alles um mich herum langsam dunkel wurde. Panik erfasste mich, als ich an meinem Körper heruntersah. Mein Blick fiel auf die Patronenhülsen in einer sich weiter ausbreitenden, tiefroten Blutlache.

Meiner Blutlache.

Mit mir befanden sich zwei weitere Männer in dem Zimmer. Ich hatte sie beide vorher schon mal getroffen.

Fünf Minuten zuvor hatte ich noch geglaubt, das Rätsel gelöst zu haben. Ich wusste, dass diese Männer mich tot sehen wollten; wusste, dass ihre Motive dafür grundverschieden waren.

Einer der Männer musterte mich mit derart unverhohlenem Hass, dass ich glaubte, dem Sensenmann persönlich gegenüberzustehen. Der andere blickte kalt und geschäftsmäßig auf mich herab, als wäre mein Leben nicht mehr als eine Stechkarte, die darauf wartete, abgestempelt zu werden. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken ...

Ich war von den menschlichen Gefühlen regelrecht besessen gewesen.

Schuld.

Leidenschaft.

Liebe.

Mut.

Gier.

Und Angst.

In den vierundzwanzig Jahren meines Lebens hatte ich sie schon oft erfahren.

Hatte alles erfahren außer Angst. Und nun hatte ich innerhalb der vergangenen drei Tage sämtliche Angstschulden vollständig zurückgezahlt.

Das Ausloten der oft gegensätzlichen menschlichen Gefühle war meine Leidenschaft, nach der Grauzone zu suchen meine Berufung. Für ein großes Publikum über Menschen zu schreiben, die bis zum Äußersten gehen, das war mein Insulin. Ich war nach New York gezogen, weil ich hier große Emotionen in einem Ausmaß fand, das meine kühnsten Erwartungen übertraf. Hier konnte ich die größten Storys aufdecken, von denen die Welt je gehört hatte.

In Wellen sandte die Kugel in meiner Brust kalte Funken die Wirbelsäule hinab. Die rechte Seite meines Körpers war taub, jeder Atemzug fühlte sich an, als schlürfte ich Schlamm durch einen zusammengequetschten Strohhalm. Als die Kugel in mich eingedrungen war, mein Fleisch zerfetzt und meinen Körper wie eine kaputte Hülle weggeschleudert hatte, war ich auf einen durchdringenden Schmerz gefasst gewesen. Auf eine weiße, versengende Hitze. Schmerzwellen, die sich an meinen Synapsen brachen wie eine rachsüchtige Brandung. Doch der Schmerz kam nicht.

Stattdessen wurde mir mit zunehmender Angst bewusst, dass ich überhaupt nichts spürte.

Während ich im Sterben lag, versuchte ich mir die wertvollen Momente vorzustellen, die ich nie erleben würde, wenn dieses schwarze Eisenmaul eine weitere Kugelladung ausspie; wenn seine orangefarbene Flamme die Dunkelheit

aufs Neue erhellte und der Tod mich mit riesigen Schritten einholte, noch ehe ich mir dessen bewusst würde.

Hätte ich eine Familie haben sollen? Eine größere Wohnung als dieses dreckige Loch, vor dessen Eingangstür nun das gelbe Absperrband der Polizei klebte? Hätte ich Kinder haben sollen? Einen Jungen oder ein Mädchen? Vielleicht beides? Hätte ich sie in der Stadt großgezogen, in der ich erst wenige Wochen zuvor voller Tatendrang angekommen war?

Vielleicht wäre ich alt und krank geworden und eines natürlichen Todes gestorben. Vielleicht wäre ich auch vor der Radio City Music Hall vom Gehsteig auf die Straße getreten und von einem Doppeldecker voller Touristen erfasst worden. Digitalkameras hätten Fotos von meinem zermalnten Körper gemacht, und schließlich hätte ein Polizist den Verkehr um den weißen Kreideumriss auf dem Asphalt geleitet.

Aber nein. Hier liege ich, Henry Parker, vierundzwanzig Jahre alt, zu erschöpft, um noch rational denken zu können, von einer Kugel getroffen, die vielleicht mein Leben auslöscht, das doch gerade erst begonnen hat.

Wenn die Wahrheit heute Abend mit mir stirbt, wird noch viel mehr sterben, werden Leben vernichtet, die hätten gerettet werden können, wenn nur ...

Ich kann nicht rennen. Während der vergangenen zweiundsiebzig Stunden habe ich nichts anderes getan als zu rennen. Heute Abend findet alles sein Ende.

Mein Körper zittert, zuckt unkontrolliert. Der Mann in Schwarz, dessen Gesicht wie in Stein gemeißelt wirkt, greift nach seiner Flinte und sagt zwei Wörter. Da weiß ich, dass ich sterben werde.

"Für Anne."

Ich kenne keine Anne. Aber ich werde für sie sterben. Und zum ersten Mal, seit es vor drei Tagen begonnen hat, kann ich nirgendwohin rennen.

Ich will mein Leben zurück. Ich will nach Amanda suchen. Bitte, lass es vorbei sein. Ich mag nicht mehr rennen. Ich möchte nicht länger die Wahrheit kennen und für mich behalten müssen. Bitte gib mir die Chance, die Geschichte zu erzählen.

Ich verspreche, es lohnt sich.

1. KAPITEL

Einen Monat zuvor

Während der Aufzug in die zwölfte Etage schwebte, betrachtete ich mein Spiegelbild in den Türen. Mein Anzug war frisch gebügelt. Krawatte, Schuhe und Gürtel perfekt aufeinander abgestimmt. Nervös beäugte ich Wallace Langston, den älteren Mann neben mir. Mein braunes Haar war sorgfältig gekämmt, und ich hielt meine einmeterfünfundachtzig aufrecht, die Schultern gestrafft. Ich hatte mir sogar ein Buch gekauft, um mich auf den ersten Tag am neuen Arbeitsplatz vorzubereiten. Auf dem Cover war ein attraktiver Mittzwanziger abgebildet, in dessen Zähnen vermutlich mehr Geld steckte als in meinem gesamten Studium.

Unten hatte ich vom Sicherheitsdienst einen vorläufigen Ausweis erhalten. Noch war ich kein Mitglied der Firmenfamilie, sondern nur ein Kandidat, der sich erst als ihrer würdig erweisen musste.

"Bis Ende der Woche brauchen wir Ihr Foto", hatte mich die untersetzte Sicherheitsbeamtin ermahnt. Sie trug eine große Brille mit roter Fassung und hatte ein charakteristisches Muttermal auf der Wange. "Sonst muss ich Sie nämlich jeden Tag ins System eingeben. Und ich habe wirklich was Besseres zu tun, als Sie jeden Tag in dieses blöde System einzugeben. Verstanden?"

Ich nickte und versicherte ihr, das Foto machen zu lassen, sobald ich oben wäre. Und ich meinte es ernst. So schnell wie möglich wollte ich mein Gesicht auf dem Mitarbeiterausweis einer Zeitung sehen. Ich würde den Film sogar eigenhändig in ein Fotogeschäft tragen, wenn es dann schneller ginge.

Als sich die Fahrstuhl Türen öffneten, führte Wallace mich durch ein mit beigefarbenem Teppich ausgelegtes Foyer, vorbei am Empfangstresen, hinter dem in riesigen, geschwungenen Lettern der Name New York Gazette an der Wand prangte. Ich zeigte der Empfangsdame meinen vorläufigen Ausweis. Sie lächelte und kaute dabei energisch auf einem Kaugummi.

Wallace zog seine Schlüsselkarte durch ein Lesegerät und öffnete die Glastüren. Sobald die Stille durchbrochen war, kam es mir eigenartig vor, dass all meine Hoffnungen und Träume in diesem einmaligen, wunderbaren Lärm lagen.

Für einen Außenstehenden mochte dieser konstante Geräuschpegel misstönend und nervig sein, doch für mich war er genauso melodisch und natürlich wie ein aufrichtiges Lachen. Hunderte von Fingern tanzten auf unzähligen Tastaturen, und das beruhigende Geklapper der Tasten zauberte mir ebenso ein Lächeln auf die Lippen wie das Gekratze der Bleistiftminen auf Papier. Dutzende Augenpaare starrten auf helle Monitore, auf denen Buchstaben in der Größe von Mikroorganismen zu sehen waren, lasen Faxe und E-Mails aus aller Welt. Mit Telefonhörern verschmolzene Gesichter verzerrten sich, als wäre der Apparat ein Mensch, der sich durch die Mimik beeinflussen ließe. Manche schrien, andere flüsterten beschwörend. Hätte ich nicht die Zähne fest aufeinandergebissen, um Haltung zu bewahren, wäre mein Unterkiefer wie in einem Bugs-Bunny-Comic auf den Boden gefallen.

"Das ist der Redaktionsraum", erklärte Wallace. "Dein Tisch steht dort drüben." Er zeigte auf den einzigen freien Platz in einem Meer aus zerschlissenen Polsterstühlen, und ich bekam eine Ahnung davon, wie mein Arbeitsalltag aussehen würde. Schon bald säße ich an diesem Tisch, den Computer eingeschaltet, den Telefonhörer in der Hand, mit den Fingern über die Tastatur fliegend – wie Beethoven auf Red Bull.

Ich war zu Hause.

Angehörige der Medien- oder Unterhaltungsbranche pilgern nach New York wie die Muslime nach Mekka. Sportler zählen die Tage bis zu ihrem Debüt im Madison Square Garden. Klassische Pianisten bezeichnen die Carnegie Hall als ihre heilige Halle. Und Berufsstripper – Verzeihung, exotische Tänzer – setzen ganz New York mit dem Broadway gleich.

Kein Zufall also, dass dies mein heiliges Reich war: der Redaktionsraum der New York Gazette. Die Rockefeller Plaza in New York City. Ich hatte einen langen Weg zurückgelegt, um hierherzukommen.

Einen Moment lang überkamen mich Zweifel. Ich fragte mich, was zum Teufel ein Vierundzwanzigjähriger hier machte, dessen Lebenslauf kaum mehr Referenzen aufwies als die Mitarbeit beim Bend Bulletin, einem Provinzblatt aus Oregon. Doch andererseits war dies immer mein Traum gewesen. Meine Bestimmung. Wallace

wusste um mein Talent. Seit meiner ersten Titelgeschichte für das Bulletin, die auf einen Schlag an weltweit fünf Zeitungen verkauft worden war, hatte Wallace meine Laufbahn verfolgt. Als er erfuhr, dass ich es in den angesehenen Journalismus-Studiengang an der Cornell-Universität in Ithaca, New York, geschafft hatte, nahm er eine dreieinhalbstündige Autofahrt auf sich, nur um mich zum Mittagessen einzuladen. Und während meines letzten Jahres an der Uni, noch bevor ich mich nach Jobs umsehen konnte, bot Wallace mir eine Vollzeitstelle bei der Gazette an.

"Die Redaktion braucht frisches Blut", hatte er gesagt. "Einen ehrgeizigen Jungen wie dich, der den Skeptikern da draußen zeigt, dass die nächste Generation ihren eigenen Weg geht. Natürlich gibt es in New York auch noch andere Zeitungen. Aber wenn du den richtigen Storys und nicht bloß Starlets im Urlaub nachjagen willst, musst du wählerisch sein. Mach dir einen Namen, Henry. Und zwar bei uns. Außerdem liegt unser Einstiegsgehalt um fünf Riesen höher."

An jenem Abend hatte ich mit Freunden ausgiebig gefeiert; ich allein hatte mir drei Flaschen Champagner genehmigt und war anschließend in einer fremden Dusche mit aufgemaltem Schnurrbart und Koteletten wieder aufgewacht.

Ich spürte Wallaces Hand auf dem Jackett und hoffte, er nähme die mindere Stoffqualität nicht wahr – mein Anzug hatte vermutlich weniger gekostet als sein Haarschnitt. Obwohl Wallace mein beruflicher Wohltäter war, hatte ich die oberste Stufe in der Rangliste meines beruflichen Heroenkults bereits für jemand anderen reserviert, und genau jener Mann saß jetzt nur wenige Meter entfernt. Dennoch wusste ich genau, wem ich zu Dank verpflichtet war. Und Wallace kam mit seinem Jobangebot gleich nach meiner Mutter, die mir das Leben geschenkt hatte.

Wir schlängelten uns an den im Weg stehenden Stühlen vorbei, stießen beinahe die Tassen mit kaltem Kaffee um und wichen den hektisch umherlaufenden Redakteuren aus, die zu beschäftigt waren, um Platz zu machen. So arbeiteten sie eben, und ich liebte es. Ich wusste, dass man einen Journalisten unter keinen Umständen kurz vor Redaktionsschluss stören durfte und erwartete daher auch nicht, dass mich irgendwer begrüßte. Ich war hier, um das Blut der Redaktion aufzufrischen und nicht, um ihren Fluss zu unterbrechen.

Einige der Autoren waren mir bekannt. Ich hatte ihre Artikel gelesen und kannte ihre Namen aus den Verfasserzeilen. Es war unheimlich, sie plötzlich meine neuen Kollegen zu nennen. Doch fast noch unheimlicher war es, wie selten sie sich zu rasieren oder zu duschen schienen.

Ich wollte ihren Respekt, *brauchte* ihren Respekt. Aber noch war ich nur ein Irgendwer. Ein Neuling. Der Typ, dessen Arbeit von allen genauestens unter die Lupe genommen werden würde.

Und dann kamen wir an seinem Schreibtisch vorbei: Jack O'Donnell. In der nächsten Sekunde schob Wallace mich jedoch auch schon weiter, und ich erinnerte mich daran zu atmen.

Im Vorbeigehen streifte ich mit einer Hand O'Donnells oxfordblauen Hemdsärmel, und ein stilles Gefühl der Erhabenheit erfüllte mich. Hätte ich sein aktuelles Buch genommen, ihn um ein Autogramm gebeten und es ihm dann um die Ohren geschlagen – es wäre nicht plumper gewesen. Sprich später mit ihm, sagte ich mir. Folge ihm auf die Toilette. In die Kantine. Biete ihm an, seine Schuhe zu polieren, seine Kinder aufzuziehen, was auch immer.

Wow. Jack O'Donnell.

Hätte mir vor fünf Jahren jemand gesagt, ich würde einmal nur viereinhalb Meter von Jack entfernt arbeiten – ich hätte ihm wahrscheinlich einen Tritt in den Hintern verpasst und gesagt, er solle sich selbst verarschen. Vor einigen Jahren hatte Jack O'Donnells Profil im New Yorker gestanden. Ich hatte den Artikel kopiert und über

meinen Schreibtisch an die Wand gepinnt. Ein Zitat hatte ich unterstrichen – das Zitat, das von da an meine Einstellung zum Journalismus beeinflusste:

Nachrichten sind die DNA unserer Gesellschaft. Sie prägen unser Denken, unser Handeln und unsere Gefühle. Sie diktieren, wer wir sind und wer wir werden. Wir alle sind Nutznießer – und Nebenprodukte – der Information.

Viele Menschen, mich eingeschlossen, schrieben die erste Injektion dieses DNA-Strangs William Randolph Hearst zu. Im zarten Alter von dreiundzwanzig übernahm Hearst 1887 den San Francisco Examiner. Er war der einzige Typ, der mir das Gefühl gab faul zu sein.

Hearst war ein Pionier auf dem Gebiet der Sensationsnachrichten. So wurden seine Zeitungen bald von großen, fett gedruckten Schlagzeilen und riesigen Illustrationen geziert. Verschwörungstheoretiker beschuldigten Hearst, mit seinen ständigen Artikeln über die grauenhaften Menschenrechtsverletzungen der Spanischen Regierung den Spanisch-Amerikanischen Krieg geschürt zu haben. Angeblich hatte er zu dem Illustrator Frederic Remington gesagt: „Du organisierst die Bilder, ich organisiere den Krieg.“

Es schien, als hätte der Journalismus seitdem einen Schritt zurück gemacht, und der Skandal bei der New York Times 2003, bei dem ein junger Reporter mit erfundenen und gefälschten Berichten Karriere gemacht hatte, war ein Beweis dafür. Einige taten das als einmaligen Zwischenfall ab. Andere, die wussten, dass ihre Reportagen einer genaueren Prüfung nicht standhalten würden, überarbeiteten klammheimlich ihre Lebensläufe. Und ich verfolgte das Ganze mit schüttelndem Kopf, zitternd vor Wut und von dem Wunsch beseelt, das System umzukrempeln.

Wenn Jacks Ausspruch zutrif – wovon ich überzeugt war –, war das verseuchte Blut des Journalismus' bis in die letzten Kapillaren der Gesellschaft vorgedrungen. Lügner und Wichtigtuer vom Kaliber eines Donald Trump tauchten überall auf wie Ratten aus ihren Löchern. In den Redaktionen gab es plötzlich Männer und Frauen, die statt Geschichten zu *erzählen*, selbst zu diesen Geschichten wurden.

Erst vor einer Woche war ein Jung-Redakteur bei der Washington Post erschienen. Zugedröhnt mit Amphetaminen und zwei Kannen Kaffee sollte er innerhalb der nächsten sechs Stunden eine 2000 Wörter starke Geschichte abliefern, von der er noch nicht einen Satz geschrieben hatte. Er quetschte den Text irgendwie aus sich heraus und ging dann wieder nach Hause, wo er seine Freundin verprügelte und anschließend einen Hechtsprung aus ihrer gemeinsamen, im fünften Stock gelegenen Wohnung machte. Dieser Vorfall heizte die Diskussion über die Zustände in den Redaktionen weiter an.

Ich wollte das Gegenmittel sein, wollte in Jack O'Donnells Fußstapfen treten und dem Journalismus zu neuem Glanz verhelfen. Nach all den Lügen, die unser Metier vergiftet hatten, wollte ich wieder für mehr Glaubwürdigkeit in den Berichterstattungen sorgen. Jack O'Donnell hatte mir einen unerschütterlichen Glauben an den Einfluss eines guten Reporters vermittelt. Und hier stand ich nun, im unmittelbaren Dunstkreis der Legende schlechthin. *Zeit zu handeln oder die Klappe zu halten, Henry.*

Wir bahnten uns unseren Weg vorbei an achtlos über Rückenlehnen geworfene Jacketts, stiegen über Kugelschreiber, die wie Wollmäuse über den Fußboden rollten, und erreichten schließlich meinen Schreibtisch. Ich strahlte, als wären wir bei der Eröffnungsfeier des neuen Stadions der New York Yankees zu Gast. Mein Tisch stand direkt am Fenster, von wo aus ich die Wollman Rink sehen konnte – die riesige Fläche mitten im Central Park, die im Winter zur Eislaufbahn wurde. *Erstklassige*

Lage, Baby. Ich konnte die Touristen sehen, die von den hübschen Goldskulpturen und internationalen Flaggen einen Schnappschuss nach dem anderen machten; Menschen, die sich in dieser Stadt umsahen, als hätten sie nicht gewusst, dass der hiesige Architekturstil überhaupt existierte. Sonnenstrahlen ergossen sich über meinen Arbeitsplatz und wurden von den frisch gestrichenen Wänden hell reflektiert. Ich war wunschlos glücklich.

"Willkommen in deinem neuen Zuhause", sagte Wallace. "Es ist komplett ausgestattet mit ... na ja, mit allem, was du hier siehst."

"Wie läuft das hier: Soll ich meinen Einstand feiern?", fragte ich.

Wallace beugte sich zu mir herüber und flüsterte: "Einige der älteren Semester, und ich gehöre wohl auch dazu, haben immer einen guten Tropfen in ihrem Schreibtisch."

Was sollte ich sagen? War das sein Ernst? Wallace lachte und klopfte mir auf den Rücken. "Du wirst dich bei uns schon einleben."

Er beugte sich zur anderen Seite und tippte einer Frau auf die Schulter. Ihr Arbeitsplatz grenzte direkt an meinen. Sie wirbelte auf ihrem gut geölten Stuhl herum und blickte mich finster an. Sie war schlank, blond und ziemlich attraktiv. Ende dreißig, Anfang vierzig. Auf ihrem Gesicht lag ein "Was-zum-Teufel-willst-du?"-Ausdruck, der so perfekt war, dass sich mir der Gedanke aufdrängte, sie hätte ihn vielleicht vor dem Spiegel geübt. Sie trug ein pinkfarbenes Spaghettiträger-Top und eine schwarze Caprihose. Die Haare hatte sie zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Kein Ehering. Und so wie es aussah, kein BH. Wenn meine Freundin Mya mich fragen würde, wie meine Kollegen aussähen, würde ich lügen müssen.

"Paulina", sagte Wallace, wobei er zur Seite trat und ihr damit die Möglichkeit gab, mich eingehend zu betrachten. "Darf ich dir Henry Parker vorstellen? Heute ist sein erster Tag."

Paulina rümpfte die Nase. "Er sitzt an Phils altem Platz?"

Wallace hüstelte leicht verlegen. "Ja, er sitzt an Phils altem Platz."

Paulina musterte mich, als würde sie einen Computerausdruck lesen. Schließlich reichte sie mir die Hand. Ich schüttelte sie und bemerkte ihren schlaffen Händedruck.

"Willkommen im Irrenhaus, Neuer", begrüßte sie mich.

"Danke. Es ist so aufregend ..."

"Pech für dich, dass du an Phils Tisch musst. Hast du ihm schon erzählt, was mit Phil passiert ist, Wally?"

Wallace seufzte. "Nein, es hat sich noch keine Gelegenheit ergeben."

Paulina zuckte die Achseln. "Schlechtes Karma, Henry." Sie sah mich forschend an. "Henry. Was für ein merkwürdiger Name für so einen jungen Mann. Wie hast du dir den nur aufgehalst?"

"Aufgehalst? Ich ..."

"Deine Eltern konnten dich wohl nicht leiden, was?"

Mein Blick wurde härter. Paulina wusste, dass sie zu weit gegangen war, und ihr Gesicht kräuselte sich vor Lachfältchen. "Ich will dich doch nur auf den Arm nehmen, Henry. Dein Name gefällt mir. Ich mag ungewöhnliche Dinge." Offenbar zufrieden mit meiner Reaktion schaute sie zu Wallace. "Das ist der Junge aus Oregon, richtig?" Ihr Blick schweifte zurück zu mir. "Wallace hat gesagt du warst – ich zitiere – *ein wahres Schnäppchen*. Stimmt das?"

Ich versuchte die Spannung herauszunehmen. "Ja. Bei Wal-Mart gab es Jung-Redakteure im Sonderangebot. Wallace hat mich mit einem Rabatt von fünfundzwanzig Prozent erstanden." Paulina zog die linke Augenbraue hoch und

schüttelte dann den Kopf. Wallace wandte sich peinlich berührt ab. Ich hätte mich ohrfeigen können.

Paulina erwiderte: "Das ist nicht komisch, Henry. Du bist noch nicht lange genug hier, um mit schlechten Witzen davonzukommen."

"Tut mir leid. Ab jetzt nur noch gute Witze."

"Oder gar keine", sagte sie.

"Oder gar keine."

Sie lächelte – etwas freundlicher als zuvor.

"Gut." Paulina hielt einen Stift hoch, dessen Ende völlig abgekaut war. Unter ihrem Tisch standen diverse Paar Schuhe: rot glänzende Pumps, ausgelatschte Turnschuhe und bequem aussehende Birkenstock-Sandalen.

"Wenn du klug bist, bewahrst du ein paar gute Schuhe im Büro auf", meinte sie. "Man kann nie wissen, welcher Geschichte man im nächsten Augenblick vielleicht nachjagen muss. Man muss allzeit bereit sein." Wallace nickte. Im Geiste machte ich mir eine Notiz: Bei Gelegenheit die alten Reeboks mitbringen.

"Ich wünsche dir viel Glück, Henry", sagte sie noch. "Wally ist ein guter Typ. Hör gut zu, wenn er dir etwas sagt."

"Auf jeden Fall."

Dann wandte Paulina sich wieder ihrem Computer zu und tippte weiter.

"Sie ist eine prima Journalistin", beschwichtigte Wallace. "Paulina hat allein in diesem Monat sechsmal unseren Helden des Tages gefunden."

"Siebenmal, Wally", mischte Paulina sich ein. "Wenn du da bei meiner Leistungsbeurteilung Mist baust, schalte ich meinen Anwalt ein."

"Held des Tages?", hakte ich nach.

"Jeder Tag hat seinen Helden", erklärte Wallace. "Das ist unser Feature auf Seite eins. Die Hauptattraktion. Die Geschichte, die Käufer anlockt. An einem Tag kann es ein Krieg sein, am nächsten die Wahlen, am übernächsten ein Mann, der sich in seiner Wohnung einen Bengalischen Tiger hält, oder ein Prominenter, der dabei erwischt wurde, wie er seinen Babysitter vögelt."

"Jeder Tag hat seinen eigenen Helden", ergänzte Paulina. "Einfacher gesagt: Es ist die größte Nachricht des Tages. Jeder Tag braucht einen Helden. Ohne ihn gäbe es keine Nachrichten. Wir würden keine Zeitungen verkaufen, die Gazette nähme kein Geld ein, wir würden alle gefeuert und du wärst noch vor Ende des Monats zurück in Oregon, am Arsch der Welt. Außerdem bekommt der Reporter mit den meisten Helden innerhalb eines Kalenderjahres einen ziemlich netten Bonus. Also, ran an die Buletten. Da draußen gibt es genügend Material."

Wallace sagte: "Keine Sorge, Henry. Deine Chance wird schon kommen. Zunächst solltest du versuchen, dir von deinen neuen Kollegen ein paar Kniffe abzugucken. Es wird schwer genug sein, Fuß zu fassen und sich Gehör zu verschaffen. Aber vergiss nicht, dass jeder hier einmal genau dort angefangen hat, wo du jetzt stehst. Mickey Mantle hat auch für Oklahoma gespielt, bevor er zu den Yankees kam. Nicht mehr lange, und du findest deine eigenen Helden für uns." Er wurde ernst und beugte sich weiter zu mir herüber. "Wir verlassen uns darauf, dass du uns interessante Helden lieferst."

"Nicht so wie Phil", stimmte Paulina ein.

Wallace nickte resigniert. "Genau, nicht so wie Phil."

Ich entschied, mich nicht näher nach Phil zu erkundigen. Das war Redaktions-Gewäsch, und ich hatte noch nicht das Recht zu tratschen.

"Setz dich doch erst mal", forderte Wallace mich auf, "und probier den alten Tisch aus."

Ich ließ mich auf meinem neuen Stuhl nieder, ohne dabei Wallace aus den Augen zu lassen. Ich wollte seine Reaktion sehen. Der Stuhl war alles andere als bequem. Er gab seinem Besetzer keine Chance sich zu entspannen, sondern hielt ihn stattdessen wach. Er war für Knochen gemacht, die ständig in Bewegung waren. Ich wusste, mein Rücken würde ihn hassen.

"Und?"

"Perfekt", erwiderte ich. Wallace lachte.

"Schwachsinn, aber du wirst dich dran gewöhnen. Lass uns am Donnerstag zusammen Mittag essen. Die Personalabteilung wird dir Informationen zu den Arbeitgeberleistungen und dem Rentensparplan schicken. Und wenn du etwas brauchst, ruf einfach." In dem Augenblick schrillte die Stimme von Wallaces Sekretärin quer durchs Büro.

"Mr. Langston! Rudy Giuliani auf Leitung zwei."

"Mist", murmelte er, "er ist bestimmt sauer wegen des Artikels auf Seite fünf." Dann tätschelte er mir kurz den Rücken. "Und, Henry?"

"Ja?"

"Komm nie wieder in Anzug und Krawatte. Du bist Journalist und kein Börsenmakler. Lektion Nummer eins: Deine Quellen wollen das Gefühl haben, mit dir auf einer Stufe zu stehen. Und nicht eine Stufe unter dir."

Als ich mich wieder auf meinen Stuhl sinken ließ, drehte sich Paulina zu mir um. Auf ihrem Gesicht lag ein gerissener Ausdruck.

"Noch eins", sagte sie.

"Ja?"

"Eine Sache darfst du nie vergessen, wenn du eine Geschichte schreibst: In neunzig Prozent dieser Fälle berichten wir von Gut gegen Böse. Ohne das Böse wären wir arbeitslos."

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Jason Pinter

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, MIRA Taschenbuch

Übersetzung aus dem Englischen von Maike Walter